Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 44 (1973)

Heft: 8

Artikel: Die Erziehungsaufgabe des Heimes

Autor: Schneeberger, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-806784

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Erziehungsaufgabe des Heimes

Heimleiter und Heimerzieher werden sich schon oft, spätestens in den letzten Monaten, gefragt haben, ob es denn noch einen Sinn habe, zu erziehen, ob es einen Sinn habe, im Heim erziehen zu wollen. Wer so fragt, ist unsicher. Unsicherheit ist unangenehm: Man wird verletzlicher gegenüber Angriffen von aussen und man kann viele eigenen Fragen nicht mehr beantworten. Zur Ernüchterung gesellt sich vielleicht die Resignation. Der Ernüchterung können wir nicht ausweichen; sie ist die Folge der «Krise durch die Erfahrung», wie es Romano Guardini in einer kleinen Schrift «Die Lebensalter» (Werkbund-Verlag Würzburg 1959) nennt. Der Mensch «erfährt, wie kompliziert die Dinge sind, wie wenig man mit einfachen Normen durchkommt, es vielmehr immerfort heisst: einerseits — andererseits. Er merkt, wie irreal oft die absoluten Prinzipien sind; dass daher immer wieder vollzogen werden muss, was zu vollziehen der junge Mensch sich so schwer entschliessen kann, nämlich Kompromisse, in denen die Möglichkeit der Verwirklichung mit Abstrichen an der Absolutheit der Forderung erkauft wird.» (S. 36.) Die weitere Schilderung Guardinis ist wie auf des Heimleiters typische Situation der Arbeitsüberlastung ausgerichtet: «Der Mensch erfährt, dass es ein Zuviel gibt, an Arbeit, an Kampf, an Verantwortung. Die Arbeitslast häuft sich. Die Anforderungen werden immer grösser. Hinter jeder tauchen wieder neue auf, und man sieht kein Ende». (S. 41/42.) «Man erlebt Enttäuschungen an Menschen, auf die man Hoffnung setzte. Die Allgemeinheit offenbart eine Stumpfheit und Gleichgültigkeit, ja eine Böswilligkeit, die man früher noch nicht sah.» (S. 43.) Hier hat Guardini genau die Lage des Heimleiters getroffen, der ja besonders von der Allgemeinheit her kritisiert und angefochten wird. Der Autor kennt auch die Auswirkungen: «Der Ueberdruss meldet sich... Der Blick sieht schärfer; das Herz traut weniger. Es wird immer deutlicher, dass die Versprechungen nicht gehalten werden; das Gewährte nicht aufwiegt, was man eingesetzt hat. Daraus kommt allmählich die grosse Ernüchterung, die sich in jedem Leben vollzieht.» (S. 43.)

Es liegt mir daran, darzutun, dass diese Ernüchterung nicht nur dem Heimleiter und Heimerzieher widerfährt, sondern eben zum menschlichen Leben und ganz besonders zum Lebensalter der mittleren Jahre gehört. Jede Krise führt den betroffenen Menschen in eine sehr unbequeme Freiheit hinein: Nicht mehr «Sachzwänge» bestimmen seinen weiteren Weg; er muss selber wählen. Welche innere Haltung er künftig zu realisieren versucht, ergibt sich aus der persönlichen Entscheidung — oder aus dem Verzicht auf eine eigene Entscheidung. So könnte dann die Resignation überhand nehmen als Gewissheit der «Unmöglichkeit, erstrebte Werte zu verwirklichen. ... Der Resignierte ist ein Mensch ohne Möglichkeiten, ohne Zukunft. ... Der Resignierte muss sich zu den Handlungen und Verrichtungen seines Lebens mehr oder weniger zwingen — sei es aus der Einsicht in unausweichbare Notwendigkeiten der Lebenserhaltung, sei es aus dem Bewusstsein überpersönlicher Verbindlichkeiten.» Diese Schilderung stammt von Philipp Lersch. (Aufbau der Person, Barth, München 1951, Seite 231.) Man kann sie ergänzen durch die konkreten Angaben von Guardini: «Und die Entscheidung geht darum, ob ... der Mensch zum Skeptiker und Verächter wird und nur noch mechanisch das Notwendige vorantut, weil er leben muss — vielleicht auch sich gewaltsam in einem Optimismus versteift, den er zutiefst nicht fühlt; Arbeit auf Arbeit häuft, geschäftig in allem seine Hände hat.» (S. 44.)

Wenn es stimmt, dass eine Krise verschiedene Tore öffnet und wenn das eine in die Resignation führt, dann muss es noch mindestens einen andern Weg geben. Guardini charakterisiert eine solche andere Haltung wie folgt: Der in die Krise geratene Mensch «vollzieht die Bejahung des Lebens, ... nimmt an und sieht das, was Grenze heisst, die Eingeschränktheiten, Unzulänglichkeiten, Kümmerlichkeiten des Daseins.» (S. 44.) Wenn es uns gelingen soll, unsere Aufgabe, wie sie jeder an seinem konkreten Ort im Leben hat, zu erfüllen, dann sollten wir über die Besonderheiten dieser Aufgabe Bescheid wissen. Zum Nachdenken darüber einige Anregungen und Anmerkungen beizusteuern, habe ich vor. Vielleicht komme ich damit einer da oder dort drohenden Resignation zuvor.

«Der Erziehungsaufgabe des Heimes» gelten unsere Ueberlegungen. Eine erste Frage heisst darum: Muss ein Kind überhaupt erzogen werden? Könnte man es nicht auch nicht erziehen und also einfach aufwachsen lassen? Ist die Meinung, man müsse die Kinder erziehen, nicht vielleicht eine ungeprüft übernommene und überholte Maxime? Man stösst doch heute ungewollt oft auf Formulierungen, welche einem beim ersten Lesen die Annahme nahelegen, eigentlich gehe es auch ohne Erziehung. So heisst es zum Beispiel in einem Bericht über ein Kinderlager: «Sie (die Kinder) sollten — einmal im Jahr — unter sich die Gemeinschaft erleben können, ohne von ihren Eltern belästigt zu werden. Sie sollten sich, trotz der Gegenwart von einigen Erwachsenen, frei fühlen und ihren Tag selber gestalten können» (Psychologische Menschenkenntnis, 8. Jg. Heft 17, Nov. 72: «Ein Kinderlager ohne autoritäre Führung»). Eltern und Erwachsene stellen Belästigungen dar — soll man also das Kind wirklich mit Erziehung belästigen? Man soll nicht das Kind belästigen, aber es erziehen. Doch warum muss man es erziehen? Die alltägliche Beobachtung zeigt uns zweierlei: Ein Kind ist auf jeder Stufe seines Lebens «richtig», so wie es ist, wenn es ungekränkt leben darf. «So ist das wirkliche Kind nicht weniger Mensch als der wirkliche Erwachsene» (Guardini, S. 26). Gleichzeitig wissen wir aber das zweite, dass dieses Kind eben ein Erwachsener werden muss, also ein Mensch, dem körperliche und seelische Funktionen zur Verfügung stehen, die er solange nicht besitzt, als er nicht «erwachsen» ist. Diese ihm dann zukommende Existenzform enthält zwei in Spannung zueinander stehende Fähigkeiten, nämlich sich selber gemäss den eigenen und einmaligen individuellen Möglichkeiten sein zu

können («sich selbst zu verwirklichen» heisst es im heutigen Jargon) und ein auf den anderen gerichtetes mitmenschliches Verhalten zu üben. So etwa sieht die Ueberlieferung und so auch sehen die «modernen» Erzieher den erwachsenen Menschen. Im vorher zitierten Bericht steht jedenfalls: «Autorität heisst keinesfalls «laisser faire», gewähren lassen in jeder Hinsicht. Antiautorität in diesem Sinne missverstanden bedeutet Verwahrlosung. Die Kinder sind in ihren Entwicklungen auf Anleitung und Hilfe der Erwachsenen angewiesen. Wie anders sollten sie sonst lernen, wie man das Leben bewältigt, wie man sich in der Welt der Erwachsenen am besten zurechtfindet, wie man miteinander vernünftig zusammenleben kann?» Ebenfalls stimmen beide, abgekürzt gesagt «alte» und «neue» Erzieher darin überein, dass das Kind vom Erwachsenen angeleitet und geführt, dass es befähigt werden muss zur Eigenständigkeit wie zur Gemeinschaftswilligkeit — dass es erzogen werden muss.

So befinden wir, die Erwachsenen. Diese unsere Auffassung muss sich aber vor einer nächsten, zweiten Frage bewähren: Kann man ein Kind erziehen? Man darf diese Frage uneingeschränkt bejahen. Das Menschen-Kind kommt exemplarisch hilflos zur Welt. Es ist auf die Pflege durch die Mutter angewiesen, wenn es physiologisch am Leben bleiben soll, es ist auf die Zuneigung der Mutter angewiesen, wenn es seelisch gedeihen soll. Bildende und formende Beeinflussungen wecken die schlummernden Möglichkeiten zu einem dem Menschen gemässen Leben. Gerade weil es sich in dem, was anlagemässig gegeben ist, erst nur um Möglichkeiten, um Potentialitäten handelt, kann die konkrete Gestalt der Tätigkeiten und Fertigkeiten nicht einfach «abgewartet», sie muss geformt werden. Selbstverständlich hängt diese erziehende Formung von den inhaltlich gefassten Zielen der Erziehung ab; jetzt wurde erst nach der prinzipiellen Erziehungsmöglichkeit gefragt.

Der verunsicherte Erzieher kann also zwei erste Antworten entgegennehmen, welche ihm vielleicht etwas Halt zu geben vermögen: Man muss Kinder erziehen, und man kann sie erziehen. Bekanntlich erhebt sich aber hinter jeder Antwort gleich auch mindestens eine neue Frage. So auch da: Wie wird erzogen? Wie soll erzogen werden und wie nicht? Diese so einfach anmutende Frage ist recht tückisch. Sie aktualisiert nämlich widersprüchliche Auffassungen und gegensätzliche Meinungen. Dabei kann man nicht «beweisen», was richtig und was falsch ist; man könnte sich allerdings darauf beschränken, unterschiedliches Vorhaben lediglich zu beschreiben. Ich glaube aber, ich müsse wertend Stellung beziehen, um Ihre eigene Wertung herauszufordern.

So meine ich, es werde falsch erzogen, wenn Eltern ihr Kind zu einem meist komplexen «Ziel» hin zwingen wollen. Wie uns die Erfahrung lehrt, neigen Erzieher um so stärker zu solchem Zwingen, je unreflektierter und darum unbewusster bei ihnen das Bild vom recht gelungenen Erwachsenen entstanden ist. Allerlei Anteile mit hohem affektivem Druck vermengen sich dann zu einem meist diffusen Bild der erstrebenswerten Erwachsenheit. Eigene wenig bewältigte jugendliche Konfliktsituationen liefern Verhaltensmodelle, Familienmuster der eigenen Jugend bestimmen Ueber- und Unterordnungen der verschiedenen Glieder, soziales oder gesellschaftliches Prestige lassen nur ausgewählte Verhaltensformen zu, eine aktuelle Konfliktproblematik des Erwachsenen sperrt ihn gegen verdächtige «Anklänge» im Verhalten des Kindes massiv ab. Wegen solcher oder ähnlicher Umstände wird der Erzieher unfrei, indem er nicht sieht, was das Kind an Eigenem anzubieten hätte. Der Erwachsene will dann «herstellen und machen», was ihm richtig erscheint; dazu braucht es Zwang, denn er muss sich durchsetzen, weil er sonst dem Gefühl der Niederlage ausgesetzt ist. Ueberlegenheit, Uebersicht besitzt dieser Erzieher nicht. Er lebt in den Dimensionen des Besitzens und der Machtausübung. — Leider kann man auch nicht einfach in entgegengesetzter Richtung «erziehen», indem man, jede «Repression» abwehrend, die Gestaltung des Verhaltens, wie der Haltung ganz dem Kinde überlässt. Das Kind braucht, gerade wenn es «sich selbst verwirklichen» soll, glaubwürdige Leitbilder, so paradox das klingt. Wer man selber ist, erfährt man nur, wenn man das noch unüberschaubare Eigene an einem geformten Andern erproben kann. Glaubwürdig wird der Erwachsene dann, wenn er in seinem Alltag auf die unlautere Imponiergebärde verzichtet und im Sinne Guardinis «die Grenze» akzeptiert. «Das bedeutet nicht, dass er das Unrechte, Böse, Gemeine gut nenne; die Unordnung, das Leiden, die Ausweglosigkeit des Daseins übersähe, für reich erklärte, was armselig, für echt, was Schein, für Erfüllung, was leer ist. Das alles wird gesehen, aber «angenommen» in dem Sinne, dass es nun einmal so ist und bestanden werden muss». (S. 44.) Entzieht sich der Erzieher der eigenen Gestaltung im Ja- und Neinsagen, dann ist das schierer Unernst. Das Kind wird so zwar nicht zu etwas Bestimmtem gezwungen, dafür aber der Verwirrung überlassen.

Kümmert sich der Erzieher nur um seine eigene Person, z. B. um seine Glaubwürdigkeit, dann ist das nicht genug. Sein Blick muss auch dem Kinde gelten, so dass er dessen Besonderheiten wahrnimmt und dass er erfährt, was er im Kinde fördern kann. Zum «Wahrnehmen» und Fördern hinzu gehört Führung und Leitung. Die Ausformung des im Kinde zur Entfaltung bereiten eigenen Wesens braucht Grenzen und Widerstände. Sie sind vor jedem pädagogischen Zugriff schon im vorhin umschriebenen ernsthaften «Hierstehe-Ich» des Erwachsenen enthalten. Das Kind soll aber auch ein auf den andern gerichtetes mitmenschliches Verhalten erlernen. Diese «Sozialisierung» braucht Anleitung und Uebung. Dabei kommt man nicht um schmerzhafte Einschränkungen herum. Was die Welt von uns, was sie vom Kinde und später von ihm als einem Erwachsenen verlangt, ist nie völlig kongruent mit dem, was sich im Individuum als einmalig verwirklichen will. In diesem Zusammenstoss von original Persönlichem und unpersönlich Sozialem erlebt der einzelne Mensch (und auch schon das Kind) die Spannung zwischen Individuellem und Kollektivem am intensivsten. Recht verstandene Erziehung darf nun, nach meiner Ueberzeugung, weder einseitig nur für das Individuelle, noch einseitig nur für das gesellschaftlich Kollektive optieren. Vielmehr muss der Erzieher für den Kompromiss eintreten, dass die Individualisierung möglich und angestrebt und dass gleichzeitig die Hinwendung zum Mitmenschen geübt

wird. Diesen Kompromiss zwischen den Forderungen und Erwartungen der Gesellschaft und den legitimen Selbstverwirklichungswünschen nannte C. G. Jung «Persona». Wir müssen so als «Ergebnis» der Erziehung weder den zuchtlos Vereinzelten, noch den Gesellschaftssklaven befürchten.

Unausgesprochen habe ich bei den Erwägungen zur Frage, wie man erziehe, eine Voraussetzung mitgedacht, die jetzt noch ins Wort kommen muss. In der Haltung des Erziehers wie anlässlich der Erziehung des Kindes werden Daseinsformen angestrebt, die bestimmten Erwartungen entsprechen sollten. Wonach aber richtet sich dies «Gesollte»? Es richtet sich nach Werten, zu denen wir uns entscheiden müssen (oder die wir allenfalls auch unreflektiert übernehmen). Solche Ideale oder Normen können enthalten sein in einem (eventuell einseitig spiritualistischen oder einseitig materialistischen) Bild vom Wesen der menschlichen Person. Sie können einer religiös begründeten Ordnung entstammen, von gesellschaftlich politischen Lehren, von sippen- oder standestypischen Regelungen her, von einem aktuell ausgerichteten Pragmatismus vermittelt werden — und alle möglichen Vermischungen und Verbindungen dieser verschiedenen Postulate repräsentieren.

Heute leben wir nun in dieser Hinsicht in einer besonders prekären Situation: in einer allgemeinen Normenunsicherheit. Diese Normenunsicherheit ist die Folge einer fehlenden (kirchlichen oder säkularisierten) «ecclesia». Dass die Unsicherheit besteht, wird wohl niemand bezweifeln. Wir stossen ungesucht auf entsprechende Formulierungen, sobald sich irgendeine Gruppe um die Klärung «pädagogischer Zielsetzungen» bemüht. So heisst es in einem Arbeitspapier der Fachgruppe Heimerzieher im Schweiz. Berufsverband der Sozialarbeiter am 7. 3. 73: «Es wird sich wohl kaum jemand finden lassen, der sich kompetent fühlt, gesellschaftsrelevante Erziehungsziele zu formulieren. In der Literatur wird zwar einiges zu diesem Thema geschrieben, doch lässt sich daraus nur selten eine praktizierbare Zielformulierung ableiten.» Und als Hypothese gefasst: «In unserer pluralistischen Gesellschaft lassen sich keine allgemein verbindlichen Erziehungsziele und -richtlinien mehr aufstellen.»

Auch hier besteht eine Krise, nicht eine persönliche, sondern eine kollektive Krise. Jede Krise führe in eine sehr unbequeme Freiheit hinein. Das gilt auch hier: Unbequem ist die Freiheit, sich persönlich entscheiden zu können (zu müssen)! Offenbar möchte man dieser Freiheit ausweichen und sich an eine «gesellschaftlich relevante» gemeinsame Uebereinkunft binden dürfen. Das wird in nächster Zeit kaum zu erreichen sein. Jeder einzelne von uns ist deshalb zur Freiheit «gezwungen», sich selber um Normen und Ideale kümmern zu müssen, welche im eigenen privaten Leben verbindlich werden, welche diesem Leben einen «Sinn» geben. Wenn also keine gemeinsame Uebereinkunft mehr über Normen und Erziehungsziele besteht, dann ist auch die Erziehung der Kinder der privaten Weltordnung je einzelner Menschen überantwortet. Also lautet die nächste Frage notwendigerweise: Wer erzieht das Kind?

Zunächst sind es die «eigentlichen» Erzieher, welche sich um die Entfaltung und Leitung des Kindes bemühen, also die Eltern. Neben ihnen kümmert sich sehr früh schon eine zweite Gruppe von Erziehern um das Kind: die Kindergärtnerin, der Lehrer, der Pfarrer, der Jugendgruppenleiter. Wir dürfen selbstverständlich nicht übersehen, dass viele Miterzieher das heranwachsende Kind begleiten. Die Geschwister, die Grosseltern, die Klassenkameraden, die copains. Als «Miterzieher» in einem sehr weiten Sinn werden wir auch die Idole betrachten müssen, die aus der Mode, dem Film, der Politik, dem Sport, der Technik bezogen werden.

Einen beachtlichen Unterschied in der Haltung zwischen «ersten» und «zweiten» Erziehern sollten wir nicht übersehen, weil er sich auch in der Heimerziehung auswirkt: Die ersten Erzieher, also die Eltern, sind privat orientiert, auf den Intimkreis der Familie bezogen, wobei über die Gewichtung von Selbständigkeit oder Anpassung nichts ausgemacht ist. Die zweiten Erzieher im Kindergarten, in Schule und Lehre sind dagegen öffentlich orientiert. Die Erziehungsanliegen dieser «Fachleute», ob sie der Selbstverwirklichung oder der Sozialisierung gelten, sind auf das Leben in der Oeffentlichkeit hin zentriert, auf das Leben unter fremden Menschen, auf das Leben ausserhalb des Hauses. Wenn es Schwierigkeiten gibt, wenn Erzieher versagen, entstehen zusätzliche Missverständnisse, weil sich private und öffentliche Intentionen unerkannt durchkreuzen.

Offensichtlich gibt es das Versagen und Ungenügen in der Erziehung, sonst hätten wir nicht eine «dritte» Gruppe von Erziehern nötig: die Erzieher in den Heimen. Worin besteht denn das Versagen? Ohne schon festlegen zu wollen, was Ursache und was Folge ist, müssen wir wohl zuerst vom Versagen der ersten Erzieher, der Eltern reden. Wenn wir das so sagen, selbstsicher und leise überheblich vielleicht, dann sollten wir bedenken, dass wir nicht einfach die fraglos richtigen Auffassungen über die Erziehung gepachtet haben, dass wir also unsere Meinung nicht beweisen können, jedoch zu ihr stehen müssen.

Eltern genügen ihren Erziehungsaufgaben aus verschiedenen Gründen nicht. Sie können einmal ganz schlicht unfähig sein, weil sie z. B. selber geistesschwach oder selber hochgradig verwahrlost sind. Zum andern finden wir unwillige Eltern, Eltern die nicht willens sind, ihre Erziehungsaufgabe zu übernehmen, weil diese ihre Wohlstandsbequemlichkeit einschränken würde. Drittens können Eltern uninteressiert sein, nicht interessiert an der Erziehung ihrer Kinder, weil sie diese Kinder als Accessoires benützen und in den eigenen Egoismen gefangen sind. Schliesslich gibt es die desorientierten Eltern, welche der Erziehung deshalb nicht gewachsen sind, weil sie es ganz besonders gut machen möchten, sich darum nach allen Seiten hin orientieren und dann so radikal unsicher werden, dass sie voller Skrupeln ziellos immer Neues versuchen und nicht durchhalten. Die zweiten Erzieher, die öffentlich orientierten Erzieher in Kindergarten und Schule sollten nachher die schwieriger gewordenen Kinder gleichsam «auffangen» und in ihrem Bereich nachholen, was «zu Hause» versäumt wird — ohne allerdings diesen privaten Bereich wirksam beeinflussen zu können. Sie werden ihrerseits unsicher, weil sie überfordert sind. Diesen Erziehern steht aber der Ausweg offen, sich vom Kind und vom Erziehungsgeschäft abzuwenden, wegzugehen und einen neuen Beruf zu ergreifen. Das können die Eltern äusserlich nicht tun,

aber sie können innerlich «emigrieren» und sich auf diese Weise abwenden. Zurück bleibt das Kind, ohne Leitung und Führung, trotzdem man es erziehen müsste. Seine Antriebe verwildern, seine Gemütskräfte verkümmern, sein Vertrauen in die Menschen wird mutlos, seine Vereinsamung wächst, die Angst nimmt überhand und provoziert die Aggression in jeder Form. Ueber kurz oder lang muss die sogenannt «breitere Oeffentlichkeit» von diesen Kindern und Jugendlichen Kenntnis nehmen. Wer ist denn das, diese «breite Oeffentlichkeit»? Es sind die Nachbarn, die Trampassagiere, die Fussgänger vor den Läden, die Ladeninhaber, Gäste und Wirt im Restaurant, der Hauswart im Mehrfamilienhaus, die Zeitungsleser, der Amtsvormund oder die Schulpflegepräsidenten, der Sportplatzwart. Sie alle (und wir mit ihnen) bilden dieses eigentümliche Kollektiv «Oeffentlichkeit». Nimmt eine solche Oeffentlichkeit schliesslich zur Kenntnis, dass es die störenden und undisziplinierten Kinder, dass es gammelnde und lärmende Jugendliche gibt, in ihr, unter uns, dann «werden Stimmen laut», wie die Formel heisst. Und solche Stimmen wissen auch, wie man vorgehen muss, nämlich grosszügig, large. Man versteht doch die Jugend, man ist modern. Diese Haltung ist als Kompensation der allgemeinen Normenunsicherheit durchaus zu verstehen. Solche Postulate helfen zwar den betroffenen Kindern nicht weiter, erhöhen jedoch das eigene Selbstgefühl des Bürgers.

Wird aus Bequemlichkeit ein Verhalten von Kindern toleriert, das zwar laut, aber nicht gefährlich ist, so hat man fahrlässig wichtige Signale einer Haltlosigkeit übersehen, die Vorwarnung aus dem unbefriedeten Lebensgrund eines haltarmen jungen Menschen überhört. Wer nicht gehört wird, muss lauter werden, wer nicht wirklich beachtet wird, muss zu belästigen beginnen, um Beachtung zu erzwingen. Die sich vorher so grosszügig gebende Oeffentlichkeit reagiert nun aber gegen «grobe» Unbotmässigkeiten, gegen «unerhörte» Belästigungen unerwartet heftig und fordert unnachsichtige «Strenge». Die ursprünglich wohlwollende kippt in eine übelwollende Haltung um. — Wie weiter?

Jetzt wird in der Oeffentlichkeit der Ruf nach dem Heim und nach der Heimerziehung laut. Anders weiss man sich nicht zu helfen, denn offensichtlich haben die ersten Erzieher versagt und offensichtlich sind die zweiten Erzieher überfordert und darum ausmanövriert worden. Einzig eine nächste Gruppe von Erwachsenen kann noch etwas ausrichten: die dritten Erzieher im Heim. So gesehen ist das Heim das sichtbar gewordene schlechte Gewissen der Oeffentlichkeit. Darum auch bleibt ihre Beziehung zum Heim ambivalent: Man schätzt seinen eigenen innern Schatten nicht, wird ihn aber auch nicht los. Die Oeffentlichkeit braucht die Heime und schämt sich insgeheim gleichzeitig darüber, dass sie nicht ohne Heime auskommt. Die Missbilligung einzelner Massnahmen im Heim gelingt darum dann auch leichter als die Anerkennung der schweren Aufgaben. Bestünde also die Aufgabe des Heims darin, als Projektionsträger für ein schlechtes öffentliches Gewissen zu dienen und so für eine gesellschaftliche Psychohygiene zu sorgen? Ich nehme an, als Heimleiter bedankt man sich dafür, in dieser Art von der Oeffentlichkeit gebraucht, oder genauer: missbraucht zu werden. Von einer solchen Alibifunktion her könnte man ganz gewiss keinen tragfähigen Sinn für die Erziehung im Heim finden.

Eine Kehrtwendung ist nötig, ein entschlossenes Hinblicken auf das Kind. Vom Kinde her müssen wir die Erziehungsaufgabe des Heimes begründen. Wir dürfen das verwirrte und unglückliche Kind nicht allein lassen; ihm gilt es zu helfen. Man kann ihm auch helfen, weil man es erziehen kann; man muss ihm helfen, weil man es erziehen muss.

Ich habe die Heimerzieher mit Bedacht die «dritten» Erzieher genannt, denn das Heim ist nicht die privat orientierte Familie und nicht die öffentlich ausgerichtete Schule. Der Heimerzieher hat aber den privaten Bereich, welcher dem Lehrer fehlt; er verfügt über die öffentliche Institution, welche der Familie fehlt. Im Heim müssen beide Bereiche vereint werden. Man muss in einer öffentlich strukturierten Institution durchaus das Private im Leben des Kindes suchen, hegen und schützen, wie gering auch immer der mögliche Effekt veranschlagt werden mag. Diese Aufgabe kann nur der ernüchterte Mensch übernehmen, mit dem «Mut, der nicht so sehr den Charakter der Kühnheit, als vielmehr den der Entschlossenheit hat». (Guardini, S. 45.)

Dieser Erziehungsaufgabe widerspricht jeder Versuch, Familie nachzuahmen. Nicht die Familie ist das Richtmass, sondern das Kind. Familie kopieren ist vergleichsweise leicht, dagegen einem gekränkten und schwierigen Kinde zuzumuten, zu einem fremden Menschen Vertrauen zu fassen, ungleich viel anspruchsvoller. Gelingt ein solcher Bindungsaufbau, dann erlebt dieses Kind vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, dass auch es «richtig» ist, so wie es ist. Nicht die «Oeffentlichkeit» des Heimes, nicht die ausgeklügelte Organisation ermöglicht eine solche Beziehung zum anvertrauten Kind, sondern allein der im Heim anwesende und im Heim bleibende Erzieher, der glaubwürdig ist, weil er «die Grenze» akzeptiert und weil er also nicht meint, er könne das Kind je ganz oder fertig erziehen. Im Gegenteil wird sein «Erfolg» eher klein bleiben, weil er Erschwerungen in Kauf nehmen muss, Erschwerungen, die darin bestehen, dass er eine Nacherziehung und eine Umerziehung bewältigen sollte, mit denen er erst spät beginnen kann und die ausserdem zeitlich eingeschränkt bleiben.

Diese «Notfallsituation» will der Aussenstehende oft nicht sehen, sondern vergleicht das Vorgehen des Heimerziehers mit der «Normalsituation» und beurteilt dann das notfallmässig notwendige Vorgehen nach den Gesichtspunkten «normaler» Gegebenheiten. Solche Wertung wird den Heimerzieher nicht mehr belasten, wenn er es unterlassen kann, sein Tun nur am öffentlichen Interesse zu messen. Nicht die «gesellschaftlich relevante» Wirkung des Heimes trägt den Heimerzieher. Wohl aber kann er im Dasein für das ganz private Leben eines bisher vielfach gekränkten Kindes einen tragfähigen Sinn finden. «Daher ist die feste Aufmerksamkeit auf eines jeden Kindes Individuallage eine der ersten und wesentlichsten Erziehungsregeln; auch führen alle allgemeinen Erziehungsgrundsätze, die nicht einen bestimmten einzelnen Menschen, sondern unser ganzes Geschlecht im Auge haben, so leicht irr.» (Pestalozzi, Ein Schweizerblatt, 26. 9. 1872.)

Dr. F. Schneeberger, Heilpäd. Seminar Zürich